

Transformation aus Sicht der Postwachstumsökonomik

Niko Paech

In meinen nun folgenden Ausführungen geht es darum, die Logik der Transformation mit dem Konzept der Postwachstumsökonomik in Verbindung zu bringen. Zwei Thesen stelle ich an den Anfang:

Erstens: Diskurse zur Transformation in Richtung Nachhaltigkeit sind wirkungslos, solange keine Einigung über den Inhalt von Nachhaltigkeit besteht. Eine Vorstellung von Nachhaltigkeit, die weiterhin am Wachstumsdogma festhält, unterscheidet sich grundlegend von jener, deren Deutungsmuster eine Wirtschaft ohne Wachstum darstellt.

Zweitens: Bisherige Transformationsversuche waren und sind zum Scheitern verurteilt, da sie sich an widersprüchlichen und inkonsistenten Zielgrößen orientieren.

Zunächst vergleiche ich zwei Nachhaltigkeitsparadigmen: Degrowth versus Green Growth. Am Beispiel des Klimaschutzes werde ich anschließend verdeutlichen, dass eine Überwindung des Wachstumsparadigmas die Basis für eine nachhaltigkeitsorientierte Transformation ist. Im dritten Schritt möchte

ich die Postwachstumsökonomie als rein reduktive Transformation vorstellen, die sowohl die Nachfrageseite als auch die Angebotsseite betrifft. Zum Schluss benenne ich acht Transformationsprinzipien, die autonom und losgelöst von kollektiven und politischen Entscheidungsprozessen umgesetzt, also in Form von sozialen Praktiken konkretisiert werden können.

Degrowth versus Green Growth

Die beiden Nachhaltigkeitsparadigmen, um die es hier geht, stehen einander unversöhnlich gegenüber. Das so genannte ›grüne Wachstum‹ basiert auf der Idee, mittels technischen Fortschritts eine weitere Steigerung des Bruttoinlandsproduktes von ökologischen Schäden entkoppeln zu können. Diese politisch sehr opportune Vorstellung suggeriert, dass wir unseren Lebenswandel, unsere Mobilitäts-, unsere Konsumstile und all das, was wir an industriell hergestellter Bequemlichkeit angehäuft haben, erhalten können – und dafür lediglich das Design der Objekte, der Technologien und Infrastrukturen ändern müssen. So wird der Nachhaltigkeitsbegriff verdinglicht: Das betreffende Design umfasst zum einen die ökologische Effizienz, also die Minimierung des Verbrauchs an ökologisch relevanten Inputfaktoren, zum anderen die ökologische Konsistenz, also einen stofflichen Metabolismus, der auf geschlossenen technischen oder biologischen Kreisläufen und zudem auf regenerativer Energie beruht und damit ein Null-Emissions-System darstellt. Der technische Fortschritt, der hier im Sinne einer Objektorientierung oder Verdinglichung die Transformation vorantreibt, suggeriert dabei, allen gesellschaftlichen Interessen gerecht werden zu können: Das Ökonomische, das Soziale und das Ökologische sollen in Einklang gebracht werden. Dabei entsteht eine Art Schnittmengenmodell, das Triple Bottom Line oder Drei-Säulen-Modell der Nachhaltigkeit genannt wird.

Das andere Paradigma, Degrowth, verinnerlicht wachstumskritische Ansätze innerhalb des Nachhaltigkeitsdiskurses und setzt auf einen kulturellen Wandel. Damit ist gemeint, die Frage nach einem verantwortbaren Leben neu zu beantworten – also Handlungsmuster, soziale Praktiken und Institutionen zu verändern. Das bedeutet nicht, dass wachstumskritische

Ansätze, die oft als Postwachstumsökonomik, Degrowth oder Décroissance bezeichnet werden, technikfeindlich sein müssen. Technik ist aus dieser Perspektive ein schwaches Mittel zum Zweck, ein stärkeres ist die Umsetzung reduktiver Strategien. Im Zentrum steht die Etablierung eines anderen gesellschaftspolitischen Leitbildes basierend auf der Nichtvermehrbarkeit menschlicher Optionen angesichts eines begrenzten Planeten. Das Soziale, das Gesellschaftliche und das Ökonomische haben sich als Teilmengen eines ökologischen Gesamtsystems an dessen Grenzen anzupassen.

Diese Gegenüberstellung möchte ich jetzt noch einmal aus einer anderen Perspektive beleuchten. Grünes Wachstum, die Logik der technologisch basierten Transformation, bezieht sich auf die Produktion klimafreundlicher Objekte, daher der Terminus *Verdinglichung*. Der Nachhaltigkeitscharakter einer einzelnen Handlung oder Sache, vermittelt durch ökologische Effizienz oder die Verwendung regenerativer Energien kann nur auf Dinge bezogen werden, nicht auf Menschen. Einen geschlossenen Kreislauf können nur Produktions- oder Wertschöpfungsprozesse abbilden. Für Menschen trifft auch das nicht zu. Die Vorstellung einer Person, die im Wirtshaus zu einer anderen sagt: »Ich finde dich so effizient«, oder »Du bist ein wandelnder Kreislauf«, oder »Du bist ein Null-Emissions-System, du bist so regenerativ« ist nicht nur rein sprachlich absurd.

Die Postwachstumsökonomik beruht auf einer Subjektorientierung, betrachtet also klimafreundliche Lebensstile in Gänze. Anstatt vermeintlich nachhaltige Objekte oder isolierte Einzelhandlungen mit dem Attribut »nachhaltig« zu belegen, wird die Gesamtsumme aller von einer Person verursachten ökologischen Schäden als Zielvariable betrachtet. Suffizienz und Subsistenz, zwei Prinzipien der Reduktion und Selbstversorgung, lassen sich wiederum nicht auf Autos oder Dinge anwenden, sondern nur auf das Leben von Individuen.

Postwachstumsökonomik

Die Postwachstumsökonomik bezeichnet eine wirtschaftswissenschaftliche, ökologisch orientierte Teildisziplin. Sie umfasst drei basale Forschungs-

interessen im Spannungsfeld zwischen Wirtschaft, Wachstum und Nachhaltigkeit, die beleuchtet, analysiert und bearbeitet werden.

Zunächst geht es um die Analyse der Wachstumsgrenzen, denn das ist die Achillesferse aktuell vorherrschender Formen des Wirtschaftens. Solange wir keine Einigkeit darüber haben, dass wir vor unverrückbaren Wachstumsgrenzen stehen, werden wir auch nicht bereit sein, von der Logik der Ökonomie eines grenzenlosen Wachstums abzulassen. Es gibt tatsächlich eine Vielzahl unterschiedlicher Wachstumsgrenzen, die wir inzwischen erreicht haben. Auf zwei von ihnen möchte ich näher eingehen. Die eine ist die älteste und bekannteste, die ökologische Wachstumsgrenze: Sie ist vom Club of Rome bereits vor über 40 Jahren dargestellt worden und heute relevanter denn je. Es sind aber nicht nur Systeme, die zusammenzubrechen drohen – auch das Individuum läuft inzwischen Gefahr, unter dem Trommelfeuer der Modernisierungszwänge regelrecht aus der Kurve zu fliegen. Deswegen halte ich es für wichtig, ansatzweise auf die psychischen Wachstumsgrenzen hinzuweisen, die sich allein schon an Symptomen wie den folgenden deutlich machen lassen: In Deutschland verdoppelten sich zwischen 2000 und 2010, also innerhalb nur eines Jahrzehnts, die Anzahl der Antidepressiva-Verschreibungen (OECD 2013: 103). Das geschah just in dem Moment, in dem der alte Menschheitstraum jeglicher Sozialpolitik und Ökonomiegestaltung erfüllt wurde: der Traum vom ›Wohlstand für alle‹. Nie zuvor befanden sich so viele Menschen in der Lage, jener materiellen Selbstverwirklichung zu frönen, die vormals nur einer reichen und prosperierenden Oberschicht vorbehalten war. Trotzdem – oder gerade deshalb? – werden immer mehr Menschen psychisch instabil. Es existieren inzwischen Meta-Studien, die den Befund nähren, dass in Europa jede dritte Person latent gefährdet ist, psychisch abzustürzen – ganz gleich ob es sich um Depression, das Burnout-Syndrom, um Aufmerksamkeitsdefizit-Phänomene handelt oder das, was Manfred Spitzer in seinem gleichnamigen Buch als »Digitale Demenz« (Spitzer 2012) bezeichnet.

Der zweite wichtige Aspekt der Postwachstumsökonomik betrifft die Analyse der Wachstumszwänge. Warum gelingt es uns nicht, ein modernes Produktionssystem zu stabilisieren, ohne dass das Bruttoinlandsprodukt pro Jahr real mindestens um 1,5 % wächst? Darauf gehe ich hier nicht näher ein,

möchte aber darauf hinweisen, dass es bei der Begründung einer möglichen Wirtschaft ohne Wachstum unabdingbar ist, diese Wachstumszwänge zu analysieren, um in die Lage zu kommen, sie zu mildern oder aus der Welt zu schaffen.

Der dritte Forschungsbereich der Postwachstumsökonomik widmet sich der Frage, wie eine Wirtschaft ohne Wachstum aussehen kann – unter der Restriktion, dass sie mit Freiheit, Demokratie und humanen Lebensbedingungen vereinbar ist. Denn es wäre nicht plausibel, der Ökologie etwas Gutes zu tun, wenn der Mensch auf der Strecke bliebe und alle modernen Fortschritte getilgt würden.

Die Techniküberschätzung

Bisherige Anstrengungen, eine technisch orientierte Transformation in Richtung Nachhaltigkeit zum Erfolg zu führen, sind gescheitert: Eine Animation der NASA simuliert, wie die Temperaturanomalien, ausgelöst durch menschliche Produktion, Konsum und Mobilität seit 1880 zugenommen haben (vgl. NASA 2016).

Das Zwei-Grad-Ziel, für dessen Einhaltung ein bestimmtes globales CO₂-Budget nicht überschritten werden darf, ist der Kern des aktuellen Klimaschutzes. Diesem Ziel inhärent ist die Gestaltung sozialer und globaler Gerechtigkeit innerhalb unverrückbarer ökologischer Grenzen.

Nimmt man das ernst, müssen die industrialisierten Länder ihre Emissionen reduzieren und den sogenannten »Entwicklungsländern« ein gewisses Wachstum zugestehen. Die Annäherung durch die Reduktion CO₂-intensiver Lebensstile und eine positive Entwicklung von Armut geprägter Lebensstile – Konvergenz und Kontraktion – illustrieren einen Zielkorridor für den Klimaschutz (vgl. Wuppertal Institut 2005).

Wenn wir das globale CO₂-Budget, das nach den Zwei-Grad-Berechnungen bis 2050 zur Verfügung stünde, auf alle Menschen verteilen – also auf derzeit ca. 7,3 Milliarden –, steht jeder Person pro Jahr noch etwa ein Budget von 2,5 Tonnen CO₂ zur Verfügung. In Deutschland liegen wir allerdings zurzeit bei einem Schnitt von circa 11 Tonnen pro Person und Jahr (WBGU 2009: 3f.).

Angeichts der Differenz zwischen 11 und 2,5 Tonnen CO₂ wird deutlich: Wer die Reduktion für zu anspruchsvoll hält, will entweder keinen Klimaschutz oder keine globale Gerechtigkeit – und sollte das dann auch sagen. Dieser Zielkorridor, der ein globalisierungs- und damit gerechtigkeitsfähiges Niveau der Inanspruchnahme ökologischer Kapazitäten darstellt, wirft die ganz grundsätzliche Frage auf, wie wir eine Transformation umsetzen können, die eine dauerhafte Entwicklung des Homo Sapiens sicherstellen würde.

Als Blueprint für eine technologisch orientierte Transformation, also die Annahme, dass grünes Wachstum ein solches Ziel erreichbar machen würde, gilt allgemein die deutsche Energiewende. Sie hat inzwischen eine solche Strahlkraft entwickelt, dass überall auf dem Planeten gestaunt wird, wenn deutsche Wissenschaftler*innen, Abgesandte oder Politiker*innen über die Erfolge der deutschen Energiewende berichten. Das gilt ganz besonders in Asien, aber auch in Amerika. Dabei ist die deutsche Energiewende meines Erachtens der schlimmste Budenzauber, den wir uns eingehandelt haben, seit überhaupt von Umweltpolitik oder von Nachhaltigkeit die Rede ist: Diese Energiewende ist jetzt bereits so eklatant gescheitert, dass es nur eine Frage weniger Jahre ist, bis die Politik in Berlin einen Alternativ-Vorschlag braucht.

Wenn eine Person, die vor 20 Jahren das letzte Mal Deutschland bereist hat, jetzt zurückkehrt und durch manche Bundesländer fährt, ganz gleich welches Verkehrsmittel sie benutzt, dann würde diese Person Deutschland nicht wiedererkennen. Wir haben die letzten Landschaften im Namen des Klimaschutzes materiell nachverdichtet und strengen uns weiterhin an, diesen Prozess durch finanzielle Förderung voranzutreiben.

Doch was ist der Ertrag, der diesem verheerenden Preis gegenübersteht? Die Windenergie kommt gerade auf einen Anteil von 2,1 % an der gesamten Primärenergie-Verbrauchsmenge. Die Photovoltaik liegt bei 1 %, die Solarthermie bei 0,2 % (vgl. BMWi 2017). Wenn also im Hinblick auf den gesamten Primärenergieverbrauch von 13 % regenerativer Energie die Rede ist, dann ist der Löwenanteil davon nicht Wind- oder Sonnen-, sondern Bioenergie, und die ist nicht klimaschonend. Das wissen wir inzwischen, denn dazu liegen entsprechende CO₂-Bilanzen vor.

Also sind Wind- und Solarenergie die großen Hoffnungsträger. Doch abgesehen davon, dass wir die Kapazitäten und Möglichkeiten grob überschätzen, wurde vollständig ausgeblendet, dass bestimmte Infrastrukturen erforderlich wären, um die regenerativ gewonnene Energie zu verteilen. Keine noch so intelligent designte Windturbine funktioniert ohne Übertragungsnetz, und sie kann auch nicht besser sein als die Speichermöglichkeiten, die zur Verfügung stehen. Darüber hinaus würde diese Art der Energiewende implizieren, dass alle Prozesse der Energieumwandlung elektrifiziert werden. Wir müssten dann Häuser mit Strom beheizen und die gesamte Mobilität elektrifizieren; aus heutiger Sicht eine absurde Vorstellung. Zusätzlich geht diese Energiegewinnung mit einem Kampf um die letzten Flächen einher: Initiativen, die sich schützend vor die wenigen verbliebenen Landschaften stellen, schießen derzeit wie Pilze aus dem Boden.¹

Der Lehman-Brothers-Degrowth-Effekt

Wenn wir uns die Energiesituation, insbesondere die CO₂-Emissionen in Deutschland anschauen, ist ein Reduktionserfolg ausschließlich im Jahr 2009 erkennbar. Dieser ergibt sich allerdings nicht aus einer technologischen Veränderung, sondern dem Lehman-Brothers-Degrowth-Effekt, wie ich ihn nenne. Wenn es einen deutschen Klimaschutzpreis gäbe, wären es die Banker von Lehman Brothers, die ihn verdient hätten. Mit der durch sie verursachten Weltwirtschaftskrise sank das reale Bruttoinlandsprodukt in Deutschland vorübergehend, und sofort sanken die CO₂-Emissionen. Kaum dass diese realwirtschaftlichen Rückwirkungen verpufft waren, stiegen die Emissionen wieder, obwohl währenddessen jedes Jahr neue Weltrekorde im Aufbau von Windkraft-, Solar- und natürlich Bioenergiekapazitäten erzielt wurden.

Das ökologische Versteckspiel

Rückgreifend auf den bereits definierten Begriff der Objektorientierung möchte ich nun die zweite Logik des Scheiterns einer auf Technik beruhen-

¹ Siehe hierzu das Buch Geopferte Landschaften. Wie die Energiewende unsere Umwelt zerstört, das eine Generalabrechnung mit dieser Art der Energiewende enthält (Etscheid 2016).

den Transformation aufzeigen. Ich bezeichne sie als Syndrom der symbolischen Kompensation, oder »ökologisches Versteckspiel«. Die Logik der technischen Transformationsstrategie im Nachhaltigkeitsdiskurs besteht darin, einzelnen Objekten ein Nachhaltigkeitsattribut zuzuweisen.

Demnach ist eine Windkraftanlage ein Schritt in die richtige Richtung. Sie ist eine Maschine, die irgendetwas für die nachhaltige Entwicklung tut – vergleichbar zum Beispiel mit einem Passivhaus, einem Elektromobil, ökologischer Kleidung oder Green IT. Das Problem ist, dass die Nachhaltigkeitsdebatte – egal, in welcher Disziplin wir uns aufhalten – sich daran orientiert, diese Symbole zu zählen, um vorzurechnen, dass es nachhaltig sei, wenn mehr Elektromobile, mehr Passivhäuser, mehr Windkraftanlagen oder mehr hessnatur-T-Shirts verkauft würden.

Aber jede kultursoziologische Rekonstruktion des Konsumverhaltens ergibt, dass im Spätstadium unserer zeitgenössischen Konsumdemokratie alle konsum- oder warenförmigen Handlungen ein Doppelleben führen. Sie sind nicht nur Instrumente zur Befriedigung eines Bedürfnisses, zur Lösung eines Problems oder zur Beseitigung einer objektiv messbaren Knappheit. Sie sind immer auch eine Visitenkarte, eine Botschaft: Sie symbolisieren, was unsere Identität ausmacht – oder ausmachen soll. Wie ich gekleidet bin, welches digitale Gerät ich benutze, an welchen aufregenden Urlaubszielen ich bereits war, über die ich dann berichten kann, bringt zum Ausdruck, wer ich bin, wer ich sein will und zu wem in der mich umgebenden sozialen Struktur ich gehören möchte. Aus diesem Grund haben Nachhaltigkeits-symbole gerade Konjunktur, denn ethische und politische Haltungen lassen sich auf diese Weise hervorragend kommunizieren.

Dabei tritt die folgende Paradoxie zum Vorschein: Je gebildeter Menschen sind, desto stärker ist die kognitive Dissonanz, die sie empfinden, wenn sie sich nicht nachhaltig verhalten. Dies steigert den Bedarf an symbolischen Kompensationshandlungen zwecks Gewissensberuhigung. Dazu bietet sich additiver Konsum in Form »grüner« Güter als Therapeutikum an, um so verzichtsfrei und effizient ein psychisches Gleichgewicht zu erlangen. An dieser Therapie verdient eine Green (Washing) Industry. Sie verkauft symbolische Kompensationsmittel, etwa Ökostrom, Elektromobile, Bio-Lebensmittel,

Photovoltaikanlagen und fairen Kaffee, deren Verabreichung dazu dient, auch dann ohne schlechtes Gewissen leben zu können, wenn Flugreisen, SUVs, Elektronikkonsum oder eine allzu große Wohnfläche sich zu einer individuellen CO₂-Bilanz aufschaukeln, die schlicht als Öko-Vandalismus zu kennzeichnen wäre.

Wir haben in der Schule als erstes die Strichrechnung gelernt, wir saldieren also. Sachverhalten zu differenzieren, zu bewerten, dabei unvergleichliche Dinge vergleichbar zu machen und zu verrechnen, zählt zu den basalen Lebenspraktiken der Moderne. Dies erfolgt zum Beispiel mit Geld. Es geht aber auch mit Symbolen, und genau das geschieht im verdinglichten Nachhaltigkeitsdiskurs. So ist es leicht möglich, dass ausgerechnet jene, welche die meiste Bionade trinken und Grünstrom kaufen, zugleich die ökologisch ruinösesten Lebenspraktiken vollziehen. Nur so erklärt sich der merkwürdige Umstand, dass jedes Jahr überall auf diesem Planeten neue Rekorde in Nachhaltigkeitsbekundungen erzielt werden, manifestiert in nachhaltigkeitsorientierten Hochschulen, Studiengängen, Forschungsprogrammen, Publikationen, Netzwerken, Institutionen und natürlich Umsätzen grüner Güter, während gleichzeitig überall an denselben Orten die Pro-Kopf-Inanspruchnahme der knappen ökologischen Kapazitäten ebenfalls neue Rekorde erzielt.

Wir bedienen uns offenbar einer ethischen Waage: Je mehr Bionade und fair gehandelten Kaffee ich in die eine Waagschale legen kann, desto mehr Fleisch, Wohnraum, Digitalisierung und Flugreisen kann ich in die andere packen, ohne das psychische Gleichgewicht infolge zu großer Gewissensbisse zu verlieren. Das heißt, dass die verdinglichte, auf Symbolen und natürlich auf technischem Wandel basierende Nachhaltigkeit nicht einfach nur scheitert: Sie verschlimmert das Problem sogar. Je mehr Bionade ich trinken und je mehr hessnatur-Textilien ich bei mir unterbringen kann, desto größer kann dann das Auto sein, das ich fahre. Ich habe das ganze Jahr nur fair gehandelten und ökologisch erzeugten Latte Macchiato getrunken? Dann werde ich doch wenigstens meinen Urlaub in Mexiko verbringen dürfen. Dieses Aufwiegen ökologisch schädlicher Praktiken mit Symbolen blendet die materiellen Grenzen, vor denen wir stehen, komplett aus: Die

Natur kennt keine Symbole, sie kennt nur Physik, Ökologie und Biologie. Ein Rechenexempel: Wenn ein Mensch eine Lebenserwartung von 80 Jahren hat, stehen ihm, wenn er Teil der Lösung sein und das Zwei-Grad-Klimaschutzziel erreichen will, 80 x 2,5 Tonnen zu Verfügung. Das sind 200 Tonnen CO₂.

Wir haben heute eine besondere Qualität dieses ökologischen Versteckspiels erreicht, indem wir den Blick ständig auf Konsum richten, aber das absehbare Hauptproblem, nämlich die Mobilität verdrängen. Wir strengen uns an, das deutsche Energiesystem zu verändern und Konsumobjekte zu optimieren, aber lassen komplett außer Acht, dass ein klimafreundliches Leben mit Flugreisen nicht vereinbar ist.²

Eine Flugreise von Deutschland nach New York und zurück belastet meine CO₂-Bilanz mit ungefähr 4 Tonnen. Wie soll das möglich sein, wenn ich nur 2,5 Tonnen jährlich zur Verfügung habe? Eine Reise nach Australien entspricht 12,5 und nach Neuseeland etwa 14 Tonnen CO₂. Das ist durch nichts zu kompensieren: nicht durch fair gehandelten Latte Macchiato, auch nicht dadurch, den Müll besser zu trennen oder durch zwei Elektromobile vor dem Passivhaus.

Folgende Studie stellt beispielhaft dar, wie symbolische Kompensation funktioniert. Die Zeitschrift Der Spiegel hat eine Umfrage unter Wähler*innen von vier Parteien in Auftrag gegeben und sie gebeten, zu folgenden Aussagen Stellung zu nehmen: »Es ist gut, dass es sich heute viele Menschen leisten können zu fliegen« und »Ich bin in den letzten zwölf Monaten geflogen«. Während die erste Frage vor allem von CDU-, SPD und sogar von Wähler*innen der Linken positiv beantwortet wurde – nur die Grünen hatten da scheinbar Zweifel –, sind es eben jene Grünen, die mit Abstand die meisten Flüge absolviert haben, nämlich immerhin 49 % der Befragten (vgl. Böcking 2014).

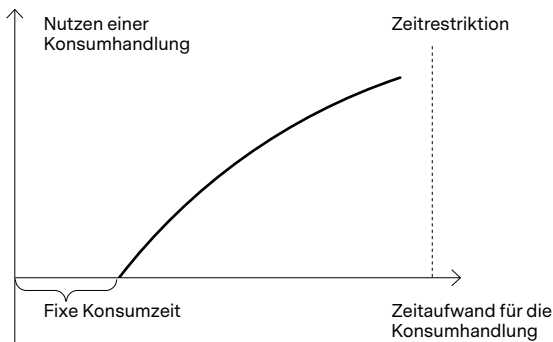
Daraus folgt: Ohne eine Subjektorientierung, ohne die Orientierung an der individuellen Öko- oder mindestens CO₂-Bilanz ist es nicht möglich, Aussagen über Transformationserfolge zu treffen – auch nicht über das, was im Sinne einer Großen Transformation noch vor uns liegt, und sei es nur das Zwei-Grad-Klimaschutzziel. Ökologische Brennpunkte wie Abfall, Biodiversität, Wasser und Phosphate sind ebenfalls mit derselben Logik zu verbinden.

² Das Video zeigt Flugreisen im Zeitraffer an einem einzigen Tag auf dem Planeten Erde: www.youtube.com/watch?v=FM_vRcCPmtA

Es lässt sich also festhalten, dass nur eine Reduktionsstrategie helfen kann, die im Übrigen nachfrageseitig und angebotsseitig umzusetzen wäre. Anhand einer zeitökonomischen Theorie der Suffizienz möchte ich verdeutlichen, dass Reduktion nichts mit Verzicht oder Unfreiheit zu tun hat.

In der mikroökonomischen Theorie wird das Konsumverhalten der Menschen als Nutzenfunktion abgebildet. Dabei wird das Wohlbefinden eines Menschen in Relation zu seinen Konsummöglichkeiten gesetzt – logischerweise der Kompass jeglicher Wirtschaftspolitik.

1 Reduktion zwecks höherer Lebensqualität



Zwei Restriktionen sind zu beachten, wenn ein Mensch versucht, durch konsumförmige Handlungen Wohlbefinden, Glück oder Zufriedenheit zu steigern. Das abgebildete Konsummodell stellt einen Zusammenhang zwischen der Verausgabung individueller Zeit, die in Form von Aufmerksamkeit konsumförmigen Handlungen gewidmet wird, und dem Wohlbefinden eines Individuums her. Diese simple Kurve bringt zum Ausdruck, dass es nicht möglich ist, durch eine konsumförmige Handlung den eigenen Zustand zu verbessern, ohne dieser Handlung Zeit zu opfern.

Die banalsten Dinge kosten Zeit, und je weniger wir davon haben, desto mehr geraten die Dinge, mit denen wir uns umgeben oder die Erlebnisse, die wir uns gönnen können, in eine zeitbezogene Konkurrenz: Da der Tag nur 24 Stunden hat – abzüglich essen, schlafen, Körperpflege, arbeiten et cetera – geraten wir in eine Beschleunigungsfalle. Aus ökonomischer Sicht ist Konsum keine passive, sondern eine aktive Prozedur. Er verlangt nach einer virtuellen Nutzung individueller Zeit, die dann aber unwiederbringlich verbraucht wird: Die Genießer*in benötigt Zeit bei der Einverleibung eines guten Rotweins oder beim Betrachten eines Kunstwerks, und so haben wir das Problem, dass wir unser Leben mit immer mehr zeitbeanspruchenden Aktivitäten überfüllen, es regelrecht verstopfen. Dann bleibt pro Aktivität oder pro Objekt so wenig Zeit übrig, dass wir rein rechnerisch zwar immer reicher werden, rein statistisch aber innerlich ausbrennen, weil der Konsumstress mit seiner Schwester Zeitknappheit uns immer im Nacken sitzt.

Suffizienz

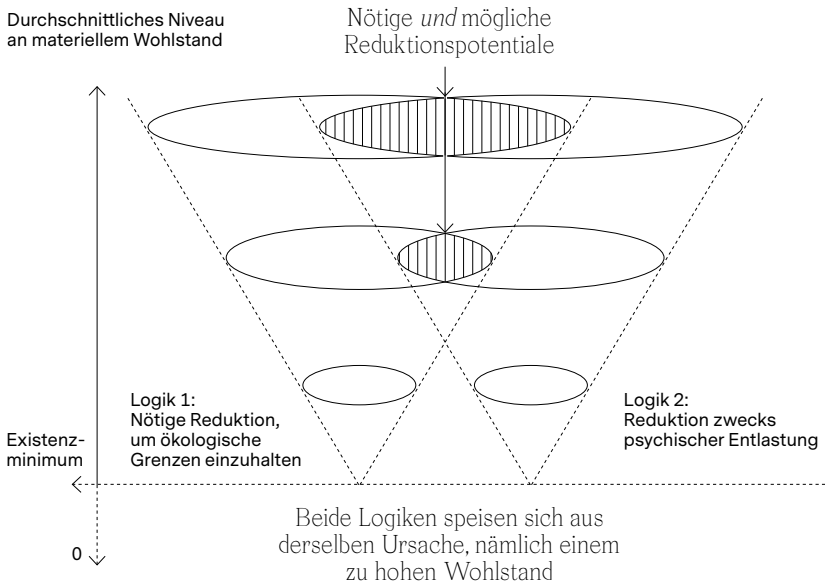
Mit dem Prinzip der Suffizienz wäre es jedoch möglich, dieses Dilemma zu wenden. Suffizienz würde bedeuten, sich auf das Quantum an Objekten oder Konsumhandlungen zu beschränken, die tatsächlich stressfrei verarbeitet werden können. Das bedeutet: Genießer*innen schaffen es durch Selbstbegrenzung, ihr Leben zu verbessern und auf ein höheres Niveau des Wohlbefindens zu gelangen. Das ist hervorzuheben, weil zumeist der Eindruck geschürt wird, eine reduktive Transformation in Bezug auf Konsum, Mobilität, Digitalisierung oder sonstigen Abruf industriegemachten Komforts bedeute Unfreiheit oder einen Mangel an Genuss.

Es lassen sich zwei Suffizienzlogiken ausmachen. Die eine ist die unmittelbare Konsequenz daraus, dass die Technik versagt, wie ich das bereits beschrieben habe. Diese Logik der Verantwortung besagt: Wenn andere Mittel nicht wirken, ist es keine ethische, sondern eine mathematische Forderung, dass nur die Reduktion unserer Ansprüche als Lösung existiert, um ökologische Grenzen einzuhalten. Klar ist, dass mit zunehmendem Reichtum, mit zunehmender Güterausstattung wie Mobilität und Digitalisierung

das Quantum dessen, was zu reduzieren wäre, weiter steigt. Diese Logik ist erst relevant, wenn ein materielles Existenzminimum deutlich überschritten ist – alles andere wäre zynisch. Wir können Menschen in anderen Weltgegenden und am Rande des Existenzminimums nicht zumuten, über Suffizienz nachzudenken, beziehungsweise nur dort, wo Ober- und Mittelschichten längst ökologisch über ihre Verhältnisse leben.

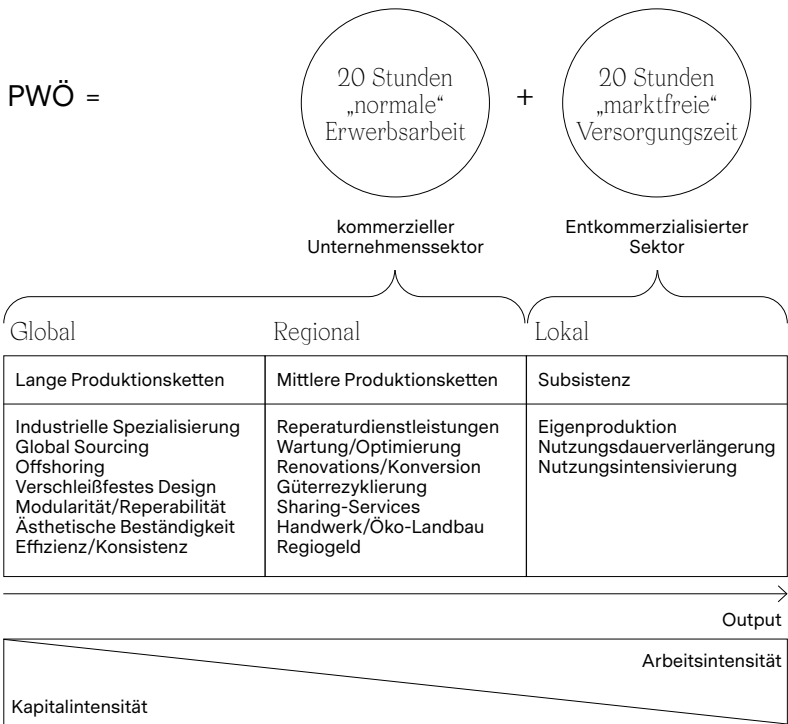
Die zweite Logik speist sich aus der erwähnten zeitökonomischen Analyse. Beide Logiken vereinen sich in einem Schnittmengenbereich: Dies sind Reduktionspotentiale, die ökologisch nötig sind und gleichzeitig dazu dienen können, unser Leben zu verbessern, indem sie unser subjektives Wohlbefinden und unsere psychische Stabilität erhöhen.

2 Der doppelte positive Sinne einer suffizienten Lebensführung



Die Transformation zeitgenössischer Industriegesellschaften zielt darauf, eine neue Balance zwischen drei Teilsystemen der Versorgung herzustellen. Das erste entspricht der momentan omnipräsenten globalisierten Industrie. Industrielle Fremdversorgung beruht darauf, dass Konsument*innen keine materiellen Beiträge zur Befriedigung aktueller Bedürfnisse leisten, denn jegliche physische Arbeit ist an Maschinen oder asiatische Arbeitsstätten delegiert. Dieses Modell stößt jedoch an so viele Wachstumsgrenzen, dass es naiv wäre, an seine Fortsetzbarkeit zu glauben. Das zweite Modell entspricht der Regionalökonomie, die prinzipiell immer noch darauf beruht, dass Geld, Märkte, Technik, unternehmerische Kreativität und Arbeitsteilung die Basis für Entstehung und Nutzung von Gütern bilden, aber lokal begrenzt. Das dritte Produktionsaggregat ist die Subsistenz, also die Selbstversorgung. Die neue Balance, die zwischen diesen drei Bereichen hergestellt werden müsste, bestünde zunächst einmal darin, das globalisierte, technisch aufgerüstete und kapitalintensive Industriemodell stark zurückzubauen. Das kann nur sozialverträglich und schrittweise geschehen. Gleichzeitig müssen die Aggregate der Regionalökonomie und der Subsistenz aufgebaut werden. Eine Regionalökonomie kann vieles von dem übernehmen, was vormals Gegenstand der Industrieproduktion war, vor allem im Bereich der Nutzungsdauerverlängerung und Gemeinschaftsnutzung.

Stellen wir uns ein Netzwerk von Unternehmer*innen vor, zum Beispiel rund um Braunschweig, 20 an der Zahl, die mit wissensintensiven und handwerklichen Leistungen Möbel instand halten, reparieren, renovieren, aufwerten und verändern, so dass die durchschnittliche Nutzungsdauer der Möbel in Braunschweig und Umgebung verdoppelt wird. Das hieße, dass der Industriebereich, der diese Möbel herstellt, mit der Hälfte der Produktion auskäme. Stellen wir uns ein zweites Netzwerk vor, das vielleicht ebenfalls in Braunschweig Rasenmäher, Werkzeuge und andere Gebrauchsgegenstände technischer Art als Gemeinschaftsnutzungs-Objekte zur Verfügung stellt. Wenn sich fünf Leute einen Rasenmäher teilen, um wie viel kann dann die Rasenmäherproduktion gesenkt werden, ohne dass jemand auf dieses moderne Artefakt verzichten müsste?



Die lokale und subsistente Ökonomie würde den Bedarf an Industrieproduktion nochmals senken, indem Menschen damit beginnen, einen Teil ihrer Bedürfnisse selbst zu befriedigen. Eine Konsequenz des Rückbaus der Industrieproduktion erscheint zunächst bedrohlich, nämlich der Verlust von Arbeitsplätzen. Bedrohlich wäre das aber nur, wenn wir an der 40-Stunden-Arbeitswoche festhielten. Wenn die nach einem solchen Reduktionsprozess verbliebene, monetär vergütete Arbeitszeit hinreichend solidarisch und

gerecht auf alle erwachsenen Menschen, die arbeiten wollen oder müssen, verteilt würde, könnte sogar die derzeit existierende Arbeitslosigkeit verringert werden. Das Ergebnis wäre eine 20-Stunden-Woche.

Wenn nun diese drei ›Drainagen‹ einer reduktiven Anpassung genutzt werden, also die Suffizienz, die Überführung eines Teils bisheriger Industrieproduktion in die Regionalökonomie und drittens ein auf Selbstversorgung beruhendes Prosument*innentum, das ich gleich genauer erklären werde, haben wir die Chance, einen Reduktionsprozess zu überstehen, ohne Frustration, Verarmung oder gewalttätige Konflikte zu riskieren.

Der dritte Bereich der Produktion, die reine urbane Subsistenz, speist sich aus verschiedenen Ressourcen. Ein Mensch, der statt 40 nur noch 20 Stunden in der Woche arbeitet, kann die freigestellten 20 Stunden als Ressource nutzen, um autonom oder mit anderen Personen Waren zu produzieren, Waren gemeinschaftlich zu nutzen und Waren vor allem zu reparieren und instand zu halten. Alvin Toffler hat derartige Zeitgenoss*innen in seiner berühmt gewordenen Zukunftsstudie *Die Zukunftschance als Prosument*innen* bezeichnet (vgl. Toffler 1980). Das sind Individuen, die suffizient konsumieren, weshalb sie weniger Geld verdienen, also weniger kommerzielle Arbeit verrichten müssen. Gleichzeitig nutzen sie freigewordene Zeit, um den oben genannten Tätigkeiten nachzugehen.

Aber Zeit alleine genügt nicht. Benötigt wird ebenfalls ein völlig verändertes Bildungs- und Erziehungssystem, eines, das weniger akademisiert ist und stattdessen künstlerische und handwerkliche Fähigkeiten aktiviert. Erforderlich sind zudem soziale Netze, die – gerade in der Subsistenz – Arbeitsteilung ermöglichen. Wäre ich zum Beispiel jemand, der als Prosument 20 Stunden arbeitet, dadurch ein kleineres Einkommen hat, dieses aber ergänzt um Prosument*innenleistungen, dann würde ich mich vielleicht darauf spezialisieren, Brot zu backen, Fahrräder zu reparieren und eine Waschmaschine zu besitzen, die meine Nachbar*innen mitnutzen dürfen. Viel mehr kann ich als Einzelperson gar nicht schaffen. Dafür kann eine von den Nachbar*innen, die meine Waschmaschine verwenden, mir vielleicht ab und zu ihr Auto zur Verfügung stellen.

Diese Formen des Tausches ohne Markt, Unternehmen oder Geld helfen uns, mit weniger Produktion, Arbeitszeit und Einkommen auszukommen. Meine Fähigkeiten, ganz bestimmte Güter zu reparieren oder in irgendeiner Form zu verändern, kann ich auch für andere nutzbar machen, um dann wiederum in den Genuss der Fähigkeiten dieser Prosument*innen zu gelangen. Deswegen sind soziale Netze wichtig, um das verfügbare Leistungsspektrum der Subsistenz attraktiv zu gestalten. Der Output besteht nicht nur in eigener Produktion, Nutzungsdauerverlängerung oder Gemeinschaftsnutzung, sondern in Stabilität, Selbstwirksamkeit, Erfolgserlebnissen und vermehrter Einbettung des Ökonomischen in das Soziale. Dies bedeutet Autonomie, also unabhängig zu sein von Industrie, Geld, Technik und sogar Politik.

Der Rückbau materieller Produktion setzt eine Selbstbegrenzung voraus, die an niemanden delegiert werden kann, nicht an die Politik und nicht an Maschinen. Erst wenn hinreichend häufig reduktive Lebensstile glaubwürdig praktiziert und eingeübt werden, könnte die Politik den Mut zu einer Reduktionsstrategie fassen. Einzelne reduktive Maßnahmen können, müssen aber nicht notwendigerweise ein Schritt in die richtige Richtung sein. Deswegen hatte ich das ökologische Versteckspiel thematisiert: Es nützt nichts, an zwei Tagen durch den urbanen Gemeinschaftsgarten zu robben und am nächsten Tag nach New York zu fliegen. Jede reduktive Gestaltung muss sich immer an individuellen Öko- oder CO₂-Bilanzen orientieren. Erst unter Einbeziehung aller in einem Menschenleben erfolgten Handlungen entsteht eine zielführende Orientierung.

Diffusion postwachstumstauglicher Lebensstile

Manche meiner Forschungsprojekte befassen sich mit sogenannter sozialer Diffusion. Die hier angewandte wissenschaftliche Methode basiert auf der Prämisse, dass ein Individuum nur dann bereit ist, eine neue Handlungsform oder Praxis zu übernehmen, wenn es innerhalb seines sozialen Umfeldes bereits andere Individuen beobachten kann, die die Neuerung ebenfalls übernehmen oder ihr zumindest eine positive Sinnzuweisung entgegenbringen.

Jeder Wandel beginnt daher in den Nischen, wo die fragliche Innovation initiiert, von Pionier*innen erprobt werden und sich entfalten kann. Auf diese Weise können kleinere soziale Gefüge entstehen – »soziale Rettungsboote« –, Plattformen für Postwachstumstauglichkeit oder einfach Reallabore, in denen reduktive Lebenskunst kultiviert wird. Durch die Reproduktion und Übung der neuen Praktiken stärken und bestätigen sich Menschen gegenseitig. Das größte Hemmnis in der Umsetzung postwachstumstauglicher Lebensstile ist die Scham oder die Angst davor, kulturell oder sozial nicht anschlussfähig zu sein. Das kann nur innerhalb einer Gruppe oder in einem sozialen Prozess bewältigt werden. Es ist also nicht sinnvoll, von einzelnen Individuen zu verlangen, sie mögen damit beginnen, mit der Anspruchsreduktion Ernst zu machen, wenn sie Teil einer Lösung sein wollen. Tatsächlich bedarf es stets eines Plurals, um gemeinsam reduktive Lebensstile auszuprobieren und einzuüben.

Handlungsoptionen

Ich möchte einige Handlungsoptionen zur Diskussion stellen, die unterhalb des Radars einer momentan handlungsunfähigen Politik praktiziert werden können. Die Politik kann den Menschen keine Reduktionsleistungen aufoktroieren, die von diesen nicht verstanden oder bewältigt werden können. Der Weg in Richtung Postwachstumsökonomie ist als Übungs- oder Entzugsprogramm aufzufassen.

Dabei spielen Pionier*innen eine wichtige Rolle. Ein hinsichtlich seiner ökologischen Wirkung geeignetes Transformationskonzept setzt Reduktionsleistungen voraus, die für die gesellschaftliche Mehrheit vorläufig noch zu anspruchsvoll sind. Andererseits sind moderne Gesellschaften so heterogen und von kulturellen Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnet, dass es Menschen gibt, die bereits mit einer postwachstumstauglichen Lebensführung angefangen haben. In einem ersten Schritt wären also diejenigen zu identifizieren und bekannt zu machen, die bereits damit begonnen haben, Selbstbegrenzung in ihre Lebenspraxis einfließen zu lassen.

Zunächst geht es erstens darum, Reduktion als modernes Gestaltungsprinzip anzuerkennen. Moderne Gesellschaften sind derart überakademisiert, dass sie nicht mehr in der Lage sind, einfache Lösungen zu akzeptieren. Reduktion ist so voraussetzungslos und direkt umsetzbar, dass sie das akademisierte Publikum schlicht unterfordert: Eine Lösung, die kein Geld und keine Technik braucht, für die kein Gesetz, kein vorheriges Studium und kein grundlegender Systemumsturz nötig ist, wird offenkundig gerade deshalb nicht ernst genommen: weil sie zu unkompliziert ist. Jeder Mensch könnte morgen entscheiden, nicht mehr Auto zu fahren, kein Fleisch zu essen oder nicht auf die Malediven zu fliegen. In modernen Demokratien wird aus jedem Problem ein Imperativ des zusätzlichen technischen und politischen Bewirkens, nur damit niemandem zugemutet werden muss, materielle Ansprüche eigenverantwortlich zu begrenzen.

Das zweite Prinzip ist das der sozialen Diffusion. Jede reduktive Praktik – selbst wenn sie unilateral erfolgt – bildet ein Kommunikationsinstrument. Soziale Diffusion beruht darauf, dass Menschen in ein System der sozialen Interaktionen eingebettet sind. Das Vorleben neuer Praktiken ist nie wirkungslos, weil niemand auf einer einsamen Insel lebt, sondern durch konsequentes Handeln gemäß einer bestimmten Transformation andere Menschen mit Alternativen konfrontiert.

Die Logik der Glaubwürdigkeit besagt drittens, dass wirksame Nachhaltigkeitskommunikation nur von Personen ausgehen kann, die genau den Wandel leben, den sie propagieren: Ohne Überwindung des ökologischen Versteckspiels und der symbolischen Kompensation ist keine Problemlösung möglich.

Das Resilienz-Prinzip zielt viertens darauf, die Sinnhaftigkeit nicht an ihrem ökologischen Entlastungspotenzial zu bemessen, sondern daran, inwiefern sie die Daseinsmächtigkeit, Autonomie und Krisenstabilität jener stärkt, die sich ihrer bedienen.

Als fünfte Vorkehrung benenne ich das Anti-Frustrations-Prinzip. Der Erfolg reduktiver Daseins- und Versorgungsformen bemisst sich nicht am

aktuellen Zuspruch der politischen Mehrheiten oder an medialer Aufmerksamkeit, sondern daran, wie funktionsfähig diese Praktiken im Krisenfall wären. Die nächste Finanzkrise ist nur eine Frage der Zeit. Die nächste Energiekrise ist erst recht nur eine Frage der Zeit. Das Fracking-Wunder der USA ist in Wahrheit ein Budenzauber, und wenn die Fracking-Blase platzt, wird der Rohölpreis viel dynamischer durch die Decke schießen, als dass je der Fall hätte sein können, wenn das Fracking nie erfunden oder begonnen worden wäre. Das Industrie-4.0-Paradigma wird so viele Arbeitsplätze kosten, dass eine soziale Krise ungeahnten Ausmaßes droht. Das bedeutet, dass wir gerade den Vorabend verschiedener Eskalationen erleben, die unseren auf Wachstum beruhenden Lebensstil sturmreif schießen. Wenn jetzt nur Minderheiten affin für postwachstumstaugliche Daseinsformen sind, muss das nicht frustrierend sein, weil es demnächst auf genau diese Nischen ankommt: Sie halten das Erfahrungs- und Praxiswissen lebendig, auf das im Krisenfall vom Rest der Gesellschaft zugegriffen werden kann. Lieber konsequent und ehrlich in kleinen und dezentralen Reallaboren neue Formen erproben, als angepasst und wirkungslos in der Masse untergehen.

Sechstens möchte ich das Übungsprinzip unterstreichen. Reduktion in das Alltagshandeln oder andere soziale Praktiken zu überführen ist keine Frage des Könnens, des Wollens oder des Wissens, sondern immer eine Frage der Übung. Reduktion kann an niemanden delegiert werden. In Anlehnung an Nietzsche hat Peter Sloterdijk in seinem Buch *Du musst dein Leben ändern* sehr schön dargelegt, dass der Mensch ein Träger von Übungsprogrammen ist (vgl. Sloterdijk 2009). Was eine Person nicht geübt hat, beherrscht sie nicht. Dazu zählen nicht nur Subsistenzfertigkeiten, sondern auch Konfliktfähigkeit. Wer schafft es, am 23.12. den Kindern mitzuteilen: »Übrigens wird morgen kein digitales Gerät unter dem Weihnachtsbaum liegen«, oder zur Partner*in zu sagen: »Ich fliege nicht mehr in den Urlaub«? Auf gewohnten Komfort zu verzichten schafft nur, wer es konsequent schrittweise einübt.

Der Aufbau von Reallaboren bildet das siebte Prinzip. Die Verbreitung von Projekten und Orten, an denen postwachstumstaugliche Daseinsformen umgesetzt werden, sind der politisch schärfste Stachel. Damit wird die

auf Wachstum beruhende Politik der Alibi-Behauptung beraubt, es würde nicht anders gehen. Vor allem sind Reallabore Orte, an denen sich Menschen gegenseitig darin bestärken, reduktive Lebensführungen durchzuhalten. Denn der Wandel zum Weniger ist nur als sozialer Prozess zu meistern.

Das achte und letzte Prinzip ist die schon genannte Subjektorientierung. Nur individuelle Öko- oder CO₂-Bilanzen können als konsistente Zielvariable für eine nachhaltige Entwicklung dienen.

Eine Transformation in Richtung Postwachstumsökonomie erfordert Individuen, welche die notwendige Veränderung selbst umsetzen, andere anstiften, ebenfalls Gegenkulturen zu entwickeln und gemeinschaftlich reduktive Praktiken einzuüben.

